

Grenzüberschreitungen – Plädoyer für die Befreiung der Universität

Vortrag im Rahmen der „Friedrichshafener Bildungsgespräche“
Zeppelin Universität, 3. Mai 2011

Hans N. Weiler
Stanford University

Zur Fragwürdigkeit von Grenzen

Grenzen sind – im Wortverstand – fragwürdig. Niemand, so meine ich, hat dieser Fragwürdigkeit ein beredteres Zeugnis ausgestellt als Wisława Szymborska, die polnische Nobelpreisträgerin für Literatur von 1996 in ihrem mit „Psalm“ überschriebenen Gedicht¹, dessen meisterhafte Übertragung wir Karl Dedecius verdanken:

Wie undicht sind doch die Grenzen menschlicher Staaten!
Wie viele Wolken treiben straflos darüber hinweg,
wieviel vom Sand der Wüsten rieselt von Land zu Land,
wie viele Bergsteine purzeln auf fremde Ländereien
in frechem Gehüpf!

Muss ich hier jeden Vogel erwähnen, wie er fliegt
oder wie er sich eben setzt auf den gesenkten Schlagbaum?
Und wäre es gar ein Spatz - schon ist sein Schwänzchen drüben,
sein Schnabel aber noch hüben. Und obendrein - wie er sich plustert!

Von ungezählten Insekten nenne ich nur die Ameise,
die zwischen dem linken und rechten Schuh des Grenzpostens
auf dessen Frage: woher, wohin - sich zu keiner Antwort bequemt.

Oh, dieses ganze Durcheinander auf einmal,
auf allen Kontinenten!
Schmuggelt da nicht vom anderen Ufer die Rainweide
das hunderttausendste Blatt über den Fluss?
Wer sonst als der Tintenfisch, langarmig, dreist,
verletzt die heilige Zone der Hoheitsgewässer?

¹ Wisława Szymborska, Hundert Freuden - Gedichte. Frankfurt/Main: Suhrkamp, 1996, 49-50.

Kann überhaupt von Ordnung gesprochen werden,
wo man nicht einmal die Sterne ausbreiten kann,
damit man weiß, wem welcher leuchtet?

Und dann das tadelnswerte Sich-Breitmachen dieses Nebels!
Das Stauben der Steppe überallhin,
als wäre sie nicht in der Mitte geteilt!
Und das Tragen der Stimmen auf willigen Wellen der Luft:
des Lock-Gepiepses und des bedeutsamen Glucksens!

Nur das, was menschlich ist, kann wahrhaft fremd sein.
Der Rest ist Mischwald, Maulwurfsarbeit und Wind.

Natürlich ist hier vordergründig von den Grenzen die Rede, die Völker und Staaten um sich herum errichtet haben, aber man wird deren Fragwürdigkeit sicher auch auf andere Grenzen ausdehnen dürfen, die Menschen um sich und ihre Institutionen herum aufgebaut haben. Von solchen Grenzen handelt dieser Vortrag, der von der Befürchtung geleitet ist, dass Grenzen der unterschiedlichsten Art einer wirklichen Befreiung der Universität im Wege stehen, und dass diese Befreiung nur gelingen kann, wenn wir uns zur Überschreitung, zur Überwindung dieser Grenzen bereitfinden.

Grenzen sind ein Konstrukt eigener Art. Sie engen ein, sie beschränken, sie definieren, sie weisen uns in Schranken. Sie unterscheiden das eigene vom Fremden, das vertraute vom unbekanntem, das behaute vom unbehauten. Sie sind aber auch auf merkwürdige Weise ambivalent und doppeldeutig: Grenzen markieren Trennung, aber sie weisen auch auf Möglichkeiten der Verbindung hin – eine Möglichkeit, die die Ameise zwischen den Schuhen des Grenzsoldaten munter wahrnimmt. Grenzen werden immer wieder zum Anlass von Konflikten, aber sie laden auch zur Entdeckung der Geheimnisse ein, die auf der anderen Seite liegen. Grenzen führen an ein Ende – sie markieren gleichzeitig aber auch immer wieder einen neuen Anfang².

Grenzen haben etwas Verführerisches – sie fordern dazu heraus, sich über sie hinaus zu wagen, um das jenseits liegende zu erkunden. Man nähert sich der Grenze immer nur auf eigene Gefahr. Die Grenze ist Faszinosum und Schicksal, Vertrautheit und Fremde, Gewissheit und Zweifel in einem.

Grenzen und Universitäten

Es gibt wohl kaum einen Begriff, der wie der der Grenze so sehr die Universität und ihr Selbstverständnis herausfordert und in Frage stellt. Das hat viel mit der Tatsache zu tun, dass Universitäten ein zutiefst ambivalentes Verhältnis zu ihrem eigenen Selbstverständnis haben – eine Ambivalenz, die sich in ihrer zwiespältigen Haltung

² Lisa Egloff, Das Ende der Grenzüberschreitungen? Schellings Kritik neuzeitlicher Autonomie. Freiburger Universitätsblätter Heft 188 (2. Heft, Jahrgang 2010, Juni), 10.

etwa gegenüber dem Verhältnis von Forschung und Lehre, von Selbständigkeit und staatlicher Unterstützung, von Zentralisierung und Dezentralisierung, von Höchstleistung und Breitenförderung, von Demokratie und Entscheidungsfähigkeit manifestiert³. Da ist es denn nicht weiter verwunderlich, dass die Universität auch ein zutiefst ambivalentes Verhältnis zu ihren eigenen Grenzen hat und mit ihnen zwiespältig und oft widersprüchlich umgeht. Einerseits haben Universitäten im Lauf ihrer Geschichte mit großem Erfolg immer wieder Grenzen überwunden – Grenzen von Ignoranz, Vorurteil, Bigotterie und Ideologie. Andererseits aber finden sich Universitäten immer wieder gefangen in Grenzziehungen der unterschiedlichsten Art – Begrenzungen, die mit der Tradition wissenschaftlicher Fächer, mit gesellschaftlichen Übereinkünften über Qualifikationen und Leistungen, mit kulturellen Überlieferungen von Wissen, mit Rollen und Funktionen innerhalb der Akademie und ihrer Ordnung und vielem anderen zu tun haben.

Universitäten tun sich schwer mit der Überwindung von Grenzen – selbst dort, wo es sich um Grenzen handelt, deren Fragwürdigkeit seit Jahren in aller Munde ist. Man denke nur an die trotz aller rühmlichen Ausnahmen immer noch gewaltigen Schwierigkeiten, die der Überwindung und Überschreitung der Grenzen zwischen fachwissenschaftlichen Disziplinen und einem wirklichen Durchbruch zu einer interdisziplinären Wissenschaft im Wege stehen. Junge Wissenschaftler, die mit interdisziplinären Forschungsprofilen Karriere machen, Forschungsförderung beantragen oder ihre Arbeiten veröffentlichen wollen, können von der Robustheit der geltenden Ordnung ein leidvolles Lied singen.

Ähnlich verhält es sich mit der Überschreitung eben der nationalstaatlichen Grenzen, die Wisława Szymborska so anschaulich als ebenso durchlässig wie fragwürdig beschrieben hat, die aber für viele Hochschulen trotz aller hehren Bekenntnisse zur Internationalität immer noch sehr schwer zu überwinden sind⁴. Ich werde nicht müde, aus meiner Zeit als Rektor der Viadrina in Frankfurt (Oder) an der deutsch-polnischen Grenze das Beispiel der zwei Hochschullehrer zu zitieren, die in der Aufbauzeit der Universität am Wochenende zu ihren noch außerhalb Frankfurts ansässigen Familien zu reisen pflegten – der eine nach München, der andere nach Warschau. Dem einen Kollegen konnten die Kosten für die „Familienheimfahrt“ nach München anstandslos erstattet werden; für den Warschauer Kollegen aber galt, dass ihm die Kosten nur „bis zum nächstgelegenen deutschen Grenzbahnhof“ erstattet werden konnten – also genau von Frankfurt (Oder) nach Frankfurt (Oder)!

³ Ausführlicher ist dieses Themas in anderen Arbeiten des Verfassers behandelt, u.a.: *Ambivalence and the Politics of Knowledge: The Struggle for Change in German Higher Education*. *Higher Education* Vol. 49 (2005), No. 1-2, 177-195; *Einerseits und andererseits – Zur Ambivalenz von Hochschulen im Allgemeinen, und der Europa-Universität Viadrina im Besonderen*. Richard Pyritz und Matthias Schütt (Hrsg.), *Die Viadrina – Eine Universität als Brücke zwischen Deutschland und Polen*. Berlin: be.bra wissenschaft verlag, 2009, 79-94.

⁴ Hans N. Weiler, *Internationalisierung des Studienwesens*. Winfried Benz, Jürgen Kohler, Klaus Landfried (Hrsg.), *Handbuch Qualität in Studium und Lehre (Dritte Ergänzungslieferung, März 2005)*. Berlin: Raabe Fachverlag, 2005, D 1.2, 1-16.

Wie diese beiden Beispiele (und so manche anderen) schon zeigen, tun sich Universitäten mit Grenzen oft schwer, und manche Universitäten tun sich schwerer als andere (das muss man an einer Universität, die sich im Grenzüberschreiten einen gewissen Namen gemacht hat, durchaus betonen). Für alle aber gilt – und das ist die Grundthese dieses Vortrags – dass ihnen aus der Überwindung und Überschreitung solcher Grenzen eine neue Freiheit erwachsen kann. Denn im Überschreiten von Grenzen manifestiert sich auf die nachdrücklichste Weise die Fähigkeit der Universität zur Selbstbestimmung und zur Gestaltung ihrer eigenen Identität: die wirklich autonome Universität lässt sich nicht eingrenzen.

Ich möchte diese These vom Zusammenhang zwischen Grenzüberschreitung und Befreiung am Beispiel einiger sehr unterschiedlicher Grenzziehungen deutlich machen; ihnen allen, so unterschiedlich sie sind, ist gemeinsam, dass jenseits dieser Grenzen neue, wichtige und schöpferische Aufgaben für die Universität von heute und morgen zu finden sind.

Grenzen überschreiten

Unter den Grenzen, für deren Überschreitung es gute Gründe gibt, möchte ich auf vier besonders eingehen, weil an Ihnen sowohl die einengende Funktion bestehender Grenzziehungen wie auch die potenziell befreiende Wirkung ihrer Überwindung besonders deutlich wird:

Die Grenzen von Raum und Zeit

Die Grenzen des Selbstverständnisses von Wissenschaft

Die Grenzen herkömmlicher institutioneller Modelle von Hochschulen

Die Grenzen geistigen Eigentums

1. Grenzen von Raum und Zeit

1.1 Die Universität in beschränkten Räumen

Universitäten leben in beschränkten Räumen. Sie haben ein eher konservatives und beharrendes Verhältnis zu ihren räumlichen Standorten; sie haben das gemeinsam mit ihren monastischen Vettern aus dem Mittelalter, den Klöstern: die *stabilitas loci* ist ihnen nach wie vor ein hohes Gut. Wie sonst sollte man es sich erklären, dass ausgerechnet Universitäten – im Zeitalter grenzenloser Globalisierung und – um mit Walter Benjamin zu sprechen – unbegrenzter technischer Reproduzierbarkeit, heutzutage immer noch an ihrer räumlichen Fixierung auf einen – und in der Regel *nur* einen – Standort festhalten? Natürlich gibt es Ausnahmen; man zitiert dann gerne – und fälschlicherweise – die University of California, die zwar einmal von Clark Kerr als *eine* Universität mit mehreren Campuses gedacht war, in der sich die Campuses aber inzwischen weitgehend zu eigenständigen Universitäten an ihren jeweiligen Standorten emanzipiert und damit die Tendenz zur Standortfixierung rehabilitiert haben.

Das ist eigentlich erstaunlich in einer Zeit, in der die Diversifizierung und Streuung von vernetzten Standorten mit arbeitsteiligen Funktionen und gemeinsamen Infrastrukturen zum durchaus üblichen Merkmal der Strategie von Unternehmen und sogar öffentlichen Verwaltungen geworden ist. Warum denn ließe sich das Hochschulsystem eines Bundeslandes nicht als „Wissenschaftsraum“⁵ verstehen, in dem die geographische Ansiedlung von Einrichtungen sich nach Gesichtspunkten der Arbeitsteilung und Komplementarität bestimmt und Unterstützungsfunktionen etwa im Bereich von Informationstechnologie, Personalverwaltung, Beschaffung und Bibliotheken zentral gebündelt und dezentral zugänglich wären? Und warum sollte das, mutatis mutandis, nicht auch auf internationaler Ebene möglich sein – und zwar jenseits der bereits bestehenden „Partnerschaften“, wie sie etwa die RWTH Aachen in Oman oder die ETH Zürich in Hongkong unterhalten?

Stanford University hat sich vor kurzem entschlossen, einen Campus für angewandte Technologie in New York City zu errichten – und zwar nicht als Ableger oder Zweigstelle, sondern als einen integralen Teil der Universität. Der Präsident der Universität, John Hennessy, hat neulich vor dem Academic Council dieses Projekt denn auch als programmatisch für die Spitzenuniversitäten des 21. Jahrhunderts dargestellt – als „world class model for the multi-campus university“ und als logische Weiterführung der im Bereich der „distance education“ schon bestehenden Bemühungen der Stanford University⁶.

Man kann gegen Überlegungen dieser Art einwenden, dass Wissenschaft die Nähe persönlicher Kommunikation braucht, und ich selbst habe gezeigt, welche wichtige Rolle dieses Element der physischen Nähe in der Genese der bemerkenswerten symbiotischen Verbindung zwischen Stanford und Silicon Valley zweifellos gespielt hat⁷. In einer Zeit, in der elektronisch vermittelte Kommunikation immer unmittelbarer und ungehinderter geworden ist, verliert dieses Argument jedoch zunehmend an Überzeugungskraft.

1.2 Das fragwürdige Verhältnis von Universitäten zur Zeit

Die obsoletere Fixierung auf eine Altersgruppe

Ähnlich, wenn auch auf andere Weise problematisch sind die Begrenzungen, die sich aus dem Verhältnis von Universitäten zur Zeit ergeben – und das in zweifacher Hinsicht. Zum einen ist die Universität in ihrem Selbstverständnis als Bildungseinrichtung immer noch auf ein bestimmtes Lebensalter zwischen 18 und 25

⁵ Der Terminus ist den derzeitigen Überlegungen des Freistaates Sachsen zur weiteren Entwicklung seines Hochschulwesens entlehnt.

⁶ Text of President Hennessy's annual address to the Academic Council. Stanford Report, April 15, 2011 (<http://news.stanford.edu/news/2011/april/hennessy-council-text-041511.html>).

⁷ Hans N. Weiler, Wissenschaft und Wirtschaft in Silicon Valley – Anmerkungen zu einer umstrittenen Symbiose. Bayerisches Staatsinstitut für Hochschulforschung und Hochschulplanung (Hrsg.), Beiträge zur Hochschulforschung 2/2005, 8-30.

festgelegt. Dass sich inzwischen der Bildungsauftrag der Universität eigentlich mit ähnlich guten Argumenten mit dreißig-, vierzig-, fünfzig- und auch siebzigjährigen Studierenden beschäftigen könnte, ist allenfalls Gegenstand von Festtagsrhetorik und einzelnen verstreuten Experimenten mit „Seniorenuniversitäten“ und ähnlichen Aktionen. Diese Begrenzung auf ein bestimmtes Lebensalter findet ihren Niederschlag in der auf Berufsvorbereitung hin orientierten Logik der Studiengangsstrukturen und ihrer curricularen Gestaltung ebenso wie in der dezidiert abschätzigen Rolle, die die allermeisten Hochschulen der wissenschaftlichen Weiterbildung zugestehen. Dabei liegt inzwischen auf der Hand, wie sehr die rasanten Entwicklungen von fachlichem und nicht-fachlichem Wissen, von Qualifikationsprofilen und Bedarfsparametern eine Arbeitswelt geschaffen haben, die lebenslanges Lernen nicht nur, wie vor vierzig Jahren einmal, zur wohlklingenden UNESCO-Parole, sondern zu einem unverzichtbaren Auftrag eines jeden modernen Bildungssystems gemacht hat. Man darf in diesem Zusammenhang die kritische Feststellung anfügen, dass das Hochschulwesen dieser Republik sich bisher außerstande gesehen hat, eine wirklich überzeugende (und nicht schon gleich wieder abschätzig) Konzeption für Teilzeitstudien zu entwickeln.

Vom angemessenen Umgang mit der Vergangenheit

Zeit wird aber auch noch in einem anderen Sinn zu einer problematischen Kategorie für die Universität, und zwar im Hinblick auf ihren Umgang sowohl mit der Vergangenheit wie vor allem mit der Zukunft. Zumindest das erste dieser Monita – über den Umgang mit der Vergangenheit – erscheint reichlich gewagt in einer Universitätslandschaft, die von Historikern nur so wimmelt und sich gelegentlich dem Verdacht aussetzt, der Vergangenheit mehr Aufmerksamkeit zu widmen als der Gegenwart. Sie neigt allerdings dazu, dabei eine ganz bestimmte Vergangenheit weitgehend auszusparen – nämlich ihre eigene. Ich meine damit nicht nur, oder Jedenfalls nicht in erster Linie, die durchweg eher zögerliche und halbherzige Art und Weise, in der gerade die deutsche Universität nach wie vor mit ihrer eigenen Vergangenheit in den Diktaturen des 20. Jahrhunderts umzugehen pflegt⁸. Wichtiger noch scheint mir das Versäumnis, im Selbstverständnis von Universität die komplexe Vergangenheit der Entstehung von Wissen und Wissenschaft angemessen zu thematisieren. Wir neigen, so meine ich, in den geschäftigen Hallen der Akademie allzu sehr dazu, den gegenwärtigen Stand unseres Wissens als gegeben und deswegen auch weitgehend unproblematisch anzusehen, ohne uns und unseren Studierenden in ausreichendem Maße Rechenschaft über die Verwerfungen abzulegen, die im Zustandekommen dieses Wissens erfolgt sind und die ihre Spuren in dem, was wir heute wissen, hinterlassen haben. Einem Amerikaner kommt dabei natürlich als Beispiel sehr schnell die zwar groteske, aber ungemein folgenschwere, generationenlange Auseinandersetzung um die Evolutionstheorie in den Sinn. Aber auch die in der Geschichte der Sozialwissenschaften so ausgeprägte und von Robert Merton meisterhaft analysierte

⁸ Von glanzvollen und eindrucksvollen Ausnahmen wie der von Heinz-Elmar Tenorth und Rüdiger vom Bruch besorgten Geschichte der Humboldt-Universität zu Berlin abgesehen: Geschichte der Universität Unter den Linden 1810-2010 (6 Bände). Berlin: Akademie-Verlag, 2010ff.

Ambivalenz wissenschaftlicher Betätigung ist hier einschlägig⁹. Ich komme auf dieses problematische Verhältnis der Wissenschaft zu ihrer eigenen Vergangenheit noch einmal zurück.

Die „Krise des modernen Zukunftsdiskurses“

Problematischer noch als das Verhältnis zur eigenen Vergangenheit erscheint mir aber die Rolle, die die Zukunft im derzeitigen Selbstverständnis von Wissenschaft und Hochschulen spielt. Es geht mir dabei um ein sehr grundsätzliches Defizit, das Lucian Hölscher kürzlich als „Krise des modernen Zukunftsdiskurses“ beschrieben hat¹⁰. Dabei geht es nicht darum, Zukunftsforschung aus ihrer Nische hervorzuholen, sondern die Bedingungen der Möglichkeit zukünftiger Entwicklungen in Technik, Wirtschaft und Gesellschaft als zentrales wissenschaftliches Thema und als ebenso zentrales Element jeder modernen Bildungsbemühung zu verstehen. Wir leben in einer Zeit, in der die utopischen Zukunftsentwürfe eines ganzen Jahrhunderts – vom Faschismus bis zum Kommunismus und zur Turbo-Version des Kapitalismus – kläglich Schiffbruch erlitten haben und in der auch bescheidenere Zukunftsvorstellungen an die Grenzen von Ökologie und Wachstum stoßen oder – noch schlimmer – der Zukunft die Folgen unserer gegenwärtigen Lebensweisen zur Last legen. Welch eine Herausforderung ergibt sich daraus für die Wissenschaft, sehr viel systematischer und auf der Basis einer kritischen Überprüfung vergangener Zukunftsentwürfe die oft sehr komplexe und von vielen ineinander wirkenden Faktoren bestimmte Kontingenz von zukünftigen Entwicklungen besser zu verstehen¹¹. Die Welt von heute und morgen bedarf dringend neuer und ebenso realistischer wie mutiger Entwürfe für ihre Zukunft – in Fragen der Sicherheit ebenso wie des Ressourcenzugangs, des Verkehrs und der öffentlichen Gesundheit; sie ist für die kritische Wertung solcher Entwürfe dringend auf die Wissenschaft angewiesen.

Nehmen Sie nur einmal eine schlechterdings dramatische Beobachtung wie die meines Freundes, des sehr klugen indischen Sozialwissenschaftlers Ashis Nandy:

“It is a remarkable feature of our times that so many individuals and collectivities are willing and even eager to forego their right to design their own futures. Some societies do not any longer have a workable definition of the future. They have a past, a present, and someone else’s present as their future.”¹²

⁹ Robert K. Merton, *Sociological Ambivalence and Other Essays*. New York: The Free Press, 1976. Siehe zur Übertragung dieser Analyse auf das Selbstverständnis von Hochschulen auch Hans N. Weiler, *Ambivalence and the Politics of Knowledge: The Struggle for Change in German Higher Education*. *Higher Education* Vol. 49 (2005), No. 1-2, 177-195.

¹⁰ Lucian Hölscher, *Ist die Zukunft schon vorüber?* Berliner Republik, 5/2020 (<http://www.b-republik.de/archiv/ausgabe/82>; zuletzt konsultiert am 23.4.2011).

¹¹ Dick Hebdige, *Training Some Thoughts on the Future*. In Jon Bird u.a. (Hrsg.), *Mapping the Futures. Local Cultures, Global Change*. London/New York: Routledge and Kegan Paul, 1993, S. 270-279.

¹² “Es ist bemerkenswert, wie in unseren Tagen so viele Menschen und Gemeinschaften bereit und sogar begierig darauf sind, auf das Recht zur Gestaltung ihrer eigenen Zukunft zu verzichten. Es gibt Gesellschaften, die nicht einmal mehr über eine brauchbare Definition ihrer Zukunft verfügen. Sie haben eine Vergangenheit, eine Gegenwart, und die Gegenwart einer anderen Gesellschaft als ihre Zukunft.“. Ashis Nandy, *Treks: The Uncertain Future of Old and New Despotisms*. NY: [Seagull Books](#), 2008, 174.

Man stelle sich vor, welch ein herausforderndes wissenschaftliches Programm sich allein aus dieser Feststellung herleiten ließe!

Ich will diesen Teil über den Umgang von Universitäten mit der Zeit aber nicht beschließen ohne eine sehr wohlwollende Erwähnung der letzten Weihnachtsgrüße der Zeppelin Universität, die auf recht aufschlussreiche Weise ganz im Zeichen des Themas „Zeit“ standen – von der Bedeutung des Faktors Zeit für die Funktionsfähigkeit eines ökologischen Systems bis zur Entscheidung der Universität für „mehr Eigenzeit im Studium“ in einem vierjährigen Bachelorprogramm. Hier ist eine Universität, die die Zeichen der Zeit erkannt hat.

2. Die Grenzen des Selbstverständnisses von Wissenschaft

Hier wäre genug Stoff zu einem eigenen Vortrag, in dem man sehr wohl auch über die Grenzen wissenschaftlicher Rationalität¹³, über die Bedrohungen und die Grenzen der Zweckfreiheit im Selbstverständnis der Wissenschaften¹⁴ oder auch über die Grenzen im Rollenverständnis und in der Sozialisierung von Wissenschaftlern sprechen könnte. Ich will mich hier auf zweierlei Grenzen beschränken, von denen ich in besonderer Weise meine, dass sich eine zukunftsfähige Wissenschaft ihre Überschreitung nicht versagen sollte:

- Die Grenzen herkömmlicher Wissenskulturen und
- die Grenzen dessen, was ich die Selbstvergewisserung von Wissenschaft nennen möchte.

2.1 Die Grenzen herkömmlicher Wissenskulturen

Dass das Zustandekommen von Wissen ein kulturell bedingter Prozess ist, ist heute keine häretische oder besonders innovative Aussage mehr. Zu den Erkenntnissen einer modernen Kulturwissenschaft gehört das Konstrukt der „Kulturalität von Wissen“¹⁵ und die Einsicht, dass das Zustandekommen und die Beschaffenheit unterschiedlicher „Wissenskulturen“ (cultures of knowledge) einen zentralen Gegenstand wissenschaftlicher Bemühungen bilden müssen. Das wissen wir zwar alles, aber es ist bisher, so meine These, für das Selbstverständnis von Wissenschaft und Universität relativ folgenlos geblieben. Viel zu selten noch gestatten oder erleichtern uns unsere wissenschaftlichen und akademischen Überlieferungen den Grenzübergang in andere Wissenskulturen, die aus uns fremden und ungewohnten kulturellen Räumen stammen

¹³ Wie etwa, im Gefolge von Habermas, in der Ausweitung eines rein kognitiven Wissensbegriffs auf normatives und ästhetisches Wissen (Jürgen Habermas, Legitimationsprobleme im Spätkapitalismus. Frankfurt/Main: Suhrkamp, 1973).

¹⁴ Siehe hierzu u.a. die Anmerkungen der Präsidentin der Harvard University über die Identitätskrise der zeitgenössischen Universität: Drew Gilpin Faust, The University's Crisis of Purpose. New York Times, September 6, 2009.

¹⁵ Hartmut Böhme und Klaus Scherpe, Zur Einführung. In dies. (Hrsg.), Literatur und Kulturwissenschaften - Positionen, Theorien, Modelle. Hamburg: Rowohlt, 1996, 7-24 (hier: 9).

und die an die Definitionen von Wissen, Wissenschaft und wissenschaftlicher Qualität andere, aber nicht unbedingt weniger anspruchsvolle Maßstäbe anlegen.

Hartmut Böhme, der soeben einen Preis für seine besonderen Leistungen in eben dieser Art von Grenzüberschreitung erhalten hat, und Klaus Scherpe sprechen in diesem Zusammenhang von den „Gewichtsverschiebungen in der Kartographie der Weltkultur“, die nach ihrer (und meiner) Einschätzung die Eurozentrik unserer herkömmlichen wissenschaftlichen Identität in Frage stellen. „Dass entscheidende kulturelle Erneuerungen heute von den ehemals als Peripherien geltenden Kulturen, von synkretistischen Kulturen, postkolonialen Ländern und ethnischen Minderheiten in den Industriegesellschaften ausgehen, ist ein Prozess, dessen segregierende und polymorphe Struktur sich überhaupt nicht mehr geisteswissenschaftlich verstehen lässt, sondern nur mit einer zwischen Weltkultur und Regionalismus ebenso empirisch wie theoretisch beweglichen Kulturwissenschaft zu bewältigen ist“¹⁶.

Dieses Verständnis der Eigenart von Wissenskulturen im Spannungsfeld zwischen einer auf Homogenität angelegten Globalisierung einerseits und dem Reichtum lokaler und regionaler Wissensüberlieferungen andererseits scheint mir eine der großen Herausforderungen für die Universität unserer Tage zu sein. Jürgen Habermas hat diese Spannung als die „Dialektik von Einebnung und schöpferischer Differenzierung“ und als Konkurrenz zwischen dem „Firniss einer kommodifizierten Einheitskultur“ und den „Profilen der starken einheimischen Kulturen“ bezeichnet¹⁷. Wie reich diese Art von Grenzgängertum für ein umfassenderes Verständnis der Kulturalität von Wissen und einer wirklich wissenschaftlichen Multikulturalität sein kann, das habe ich in den letzten Jahren – unter anderem in einem faszinierenden, wenn auch bei der UNESCO nicht ganz richtig platzierten – Projekt über „Knowledge, Research and Higher Education“¹⁸ erfahren dürfen. Unter meinen Partnern in diesem Projekt waren Wissenschaftler, die sich nicht nur als herausragende Vertreter anderer Wissenskulturen, sondern als erfahrene und anregende Grenzgänger zwischen ihnen einen Namen gemacht haben: der schon erwähnte Ashis Nandy aus Indien¹⁹, Hebe Vessuri²⁰ und Imanol Ordorika²¹ aus Lateinamerika, Paulin Hountondji²² aus Westafrika und Homi Bhabha²³, der aus

¹⁶ Böhme und Scherpe, op. cit., 18-19.

¹⁷ Jürgen Habermas, *Die postnationale Konstellation - Politische Essays*. Frankfurt/Main: Suhrkamp, 1998, 115.

¹⁸ Eines der Ergebnisse dieses Projekts ist: Guy Neave (ed.), *Knowledge, Power and Dissent: Critical Perspectives on Higher Education and Research in Knowledge Society*. Paris: UNESCO Publishing, 2006. Siehe hierzu auch Albert J. Paolini, *Navigating Modernity: Postcolonialism, Identity and International Relations*. Boulder, CO: Lynne Rienner, 1999.

¹⁹ Ashis Nandy, *Recovery of Indigenous Knowledge and Dissenting Futures of the University*, in Sohail Inayatullah and Jennifer Gidley (eds.), *The University in Transformation: Global Perspectives on the Futures of the University*. Westport, CT: Bergin & Garvey, 2000, pp. 115-123;

²⁰ Hebe M. C. Vessuri, *O inventamos o erramos : la ciencia como idea-fuerza en América Latina*. Bernal: Universidad Nacional de Quilmes Editorial, 2007.

²¹ Imanol Ordorika Sacristán, Rafael López González, *Política azul y oro : historias orales, relaciones de poder y su disputa universitaria*. México, D. F. : Plaza y Valdés: Universidad Nacional Autónoma de México, Seminario de Educación Superior, 2007.

²² Paulin J. Hountondji, *The Struggle for Meaning: Reflections on Philosophy, Culture, and Democracy in Africa*. Athens, OH: Ohio University Press, 2002.

Mumbai stammende Direktor des Humanities Center in Harvard. Wollte man diesen illustren Kreis vervollständigen, würde man mit Sicherheit Namen wie Salman Rushdie²⁴, Pablo Gonzalez Casanova²⁵, Vinay Lal²⁶, Rajni Kothari und viele andere hinzufügen, denen allen wir wertvolle Impulse für die Beschäftigung mit unterschiedlichen Wissenskulturen verdanken. Als ganz unterschiedliche, aber in gleicher Weise inspirierende Beispiele für solche Impulse nenne ich stellvertretend hier nur den Beitrag von Ashis Nandy über die Rolle des Shamanen als „das letzte Symbol eines nicht kooptierbaren Dissens“ in der gegenwärtigen globalisierten Kultur²⁷ oder die Arbeiten von Hartmut Böhme über „Fetischismus und Kultur“ als Überwindung des „eurozentrischen Erbes“ der Kulturwissenschaften²⁸.

Es wäre ein wichtiger Schritt für anspruchsvolle Universitäten, nicht nur in den curricularen Inhalten ihrer Studiengänge und in den Fragestellungen, Theorieansätzen und Methoden ihrer Forschungsprogramme, sondern auch in der Zusammensetzung ihres wissenschaftlichen Personals dieser reichen Vielfalt unterschiedlicher Wissenskulturen stärker Rechnung zu tragen. Bisher sind Berufungen wie die von Homi Bhabha nach Harvard oder Vinay Lal nach UCLA oder Ashis Nandy an das Wissenschaftskolleg Berlin immer noch die seltene Ausnahme. Die Ermahnung von Wolf Lepenies von vor einigen Jahren ist nach wie vor angebracht: „Es wird höchste Zeit, daß die westlichen Gesellschaften von Belehrungskulturen zu Lernkulturen werden.“²⁹

2.2 Die Grenzen der Selbstvergewisserung von Wissenschaft

Meine kritischen Anmerkungen zum Selbstverständnis von Wissenschaft sind aber nicht darauf beschränkt, allzu große Zurückhaltung beim Überschreiten von Grenzen zwischen unterschiedlichen Wissenskulturen zu beklagen. Noch etwas komplexer und mindestens in zweifacher Hinsicht relevant sind die Grenzen dessen, was ich die „Selbstvergewisserung“ von Wissenschaft nennen möchte; der Gegenbegriff wäre die „Selbstvergessenheit“ von Wissenschaft – gemeint durchaus in dem umgangssprachlichen Sinn, „nicht bei der Sache“ zu sein.

²³ Homi K. Bhabha, *The Location of Culture*. London/New York: Routledge, 2004.

²⁴ Salman Rushdie, *Step Across this Line: Collected Nonfiction 1992-2002*. New York: Random House, 2002.

²⁵ Pablo Gonzalez Casanova, *The Fallacy of Social Science Research: A Critical Examination and New Qualitative Model*. New York: Pergamon, 1981.

²⁶ Vinay Lal, *Empire of Knowledge: Culture and Plurality in the Global Economy*. London: Pluto Press, 2002.

²⁷ Ashis Nandy, *Shamans, Savages and the Wilderness: On the Audibility of Dissent and the Future of Civilizations*, *Alternatives* 14, 3 (July 1989), pp. 263-277 (hier: 266); siehe auch sein *Time Treks: The Uncertain Future of Old and New Despotisms*. New York: Seagull Books, 2008

²⁸ Hartmut Böhme, *Fetischismus und Kultur: Eine andere Theorie der Moderne* (2. Aufl.). Reinbek: Rowohlt, 2006, 489.

²⁹ Wolf Lepenies, *Benimm und Erkenntnis - Über die notwendige Rückkehr der Werte in die Wissenschaften. Die Sozialwissenschaften nach dem Ende der Geschichte. Zwei Vorträge*. Frankfurt/Main: Suhrkamp, 1997, 40.

Hier ist, wie gesagt, von zwei unterschiedlichen Dingen die Rede. In einem ersteren Sinn meine ich „Selbstvergewisserung“ durchaus so, wie Paul Nolte (in der Festschrift für Rainer Lepsius) von der Rolle der Soziologie, aber auch der Natur- und anderer Sozialwissenschaften, in der „Selbstvergewisserung“ moderner demokratischer Gesellschaften spricht. Er fordert damit eine Gesellschaftsorientierung von Wissenschaft ein, die weit über die gesellschaftliche Nutzung wissenschaftlicher Ergebnisse hinausgeht. Er erkennt damit die Wissenschaften, allem Kultur- und Wissenschaftspessimismus zum Trotz, als gewichtige „kulturelle Deutungsmacht moderner Gesellschaften“ an und stellt fest, dass „die Identität moderner Gesellschaften ... anders, als eine wissenschaftlich vermittelte Identität, gar nicht mehr zu verstehen (ist)“³⁰. Diese Anerkennung, für die Nolte und andere gute Gründe haben, dürfte mancher Wissenschaft und manchen Wissenschaftlern nicht nur zu einem neuen Selbstbewusstsein verhelfen, sondern auch – und noch wichtiger – dazu führen, dass Wissenschaft und Universitäten diesen Auftrag zur Selbstvergewisserung und Deutungsfindung moderner Gesellschaften ernster nehmen als bisher. Die Debatten über Präimplantationsdiagnostik (PID), über zukünftige Energieszenarien oder die Thesen von Herrn Sarrazin, die bislang alle zumeist außerhalb der Universitäten stattfinden, wären hierfür durchaus geeignete Gelegenheiten.

In einem zweiten Sinne spreche ich hier von Selbstvergewisserung im Hinblick auf das Verhältnis der Wissenschaften zu sich selbst. Hier richtet sich meine Kritik darauf, dass Wissenschaft dahin tendiert, sich nicht in ausreichendem und in ausreichend kritischem Maße mit sich selbst und ihren eigenen Prämissen, Traditionen und Widersprüchen zu beschäftigen und in diesem Sinne nicht ausreichend „bei der Sache“ zu sein. Hierher gehört das schon erwähnte Defizit in der Beschäftigung mit der historischen Dimension der Entstehung von Wissen und ihren institutionellen Verkörperungen in den Universitäten. Hierher gehört aber auch die Notwendigkeit, die vermeintlichen Grenzen zwischen Wissenschaft und Politik neu zu hinterfragen und zu einer politischen Theorie der Entstehung, Verbreitung und Nutzung von Wissen zu kommen³¹. Diese Aufgabe wird die in meinen Arbeiten vielfach erörterte Feststellung einbeziehen müssen, dass es sich bei dem Verhältnis von Wissen und Politik um ein Verhältnis gegenseitiger Legitimation handelt, in dem Wissen Macht legitimiert, gleichzeitig aber auch politische Autorität bestimmten Formen von Wissen eine besondere Legitimation verleiht³².

Insgesamt spielt, so paradox das klingen mag, die Beschäftigung mit Wissen – außerhalb von darauf spezialisierten Instituten – an unseren Universitäten eine relativ untergeordnete Rolle, und zwar in der Forschung wie in der Lehre – wenn man einmal

³⁰ Paul Nolte, Soziologie als kulturelle Selbstvergewisserung. Die Demokratisierung der deutschen Gesellschaft nach 1945. Steffen Sigmund, Gert Albert, Agathe Bienfait, Mateusz Stachura (Hrsg.), Soziale Konstellation und historische Perspektive – Festschrift für M. Rainer Lepsius. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften 2008, 18-40 (hier: 18).

³¹ Siehe dazu u.a. Nico Stehr, Wissenspolitik: Die Überwachung des Wissens. Frankfurt: Suhrkamp, 2003; Steve Fuller, The Governance of Science: Ideology and the Future of the Open Society. Buckingham: Open University Press, 2000.

³² Hans N. Weiler, Challenging the Orthodoxies of Knowledge: Epistemological, Structural and Political Implications for Higher Education. Guy Neave (ed.), Knowledge, Power and Dissent: Critical Perspectives on Higher Education and Research in Knowledge Society. Paris: UNESCO Publishing, 2006, 61-87.

von rühmlichen und eindrucksvollen Ausnahmen wie Nico Stehr und seinen Mitstreitern absieht³³. Zu wenig noch ist die Reflexion über die spezifischen Bedingungen der Entstehung, der Erweiterung und Validierung von Wissen im Selbstverständnis der einzelnen Fachdisziplinen verankert – und entsprechend unterbewertet auch in ihren Lehrangeboten. Unter den tausend Blumen neuer Studiengänge, die im Gefolge der Bologna-Reform in diesen Jahren erblühen, finden sich allerdings inzwischen auch einige, die sich mit Fragen dieser Art befassen – wie etwa der neue Masterstudiengang Wissenskulturen/Cultures of Knowledge an der Universität Stuttgart³⁴. Für eine angemessene kritische Wissensforschung und eine sowohl fachübergreifende wie fachspezifische Wissenskunde ist an unseren Universitäten – deutschen wie amerikanischen übrigens – noch eine Menge Platz.

3. Die Grenzen herkömmlicher institutioneller Modelle von Hochschulen

Die Institutionalisierung von Wissenschaft gehört nicht zum Bereich der Mechanik, sondern sehr viel eher zur Biologie – denn sie vollzieht sich in einem lebendigen Organismus, in dem Institutionen nicht nur den Funktionen der jeweiligen Einzelteile, sondern auch der Dynamik ihres Zusammenwirkens Rechnung zu tragen haben. Im Vergleich etwa zum US-amerikanischen Hochschulsystem muss man das deutsche Hochschulwesen als eher einförmig bezeichnen: staatliche Universitäten und Fachhochschulen, das war's eigentlich schon, von der einen oder anderen Berufsakademie oder Pädagogischen Hochschule und einigen wackeren, aber kleinen privaten Hochschulen abgesehen. Diese Einförmigkeit spiegelt die Tradition einer relativ homogenen Vorstellung von den Zwecken und Zielen einer Hochschule wieder – eine Tradition, zu der auch die inzwischen als Mythos entlarvte Behauptung gehörte, dass deutsche Universitäten im Grunde alle das gleiche Qualitätsniveau haben.

Ich habe die mangelnde institutionelle Vielfalt des deutschen Hochschulwesens mit Absicht in die Liste der Grenzen aufgenommen, deren Überschreitung ich für unerlässlich halte, denn wenn es für diesen Grad an Einförmigkeit je eine Entsprechung in der geistigen und kulturellen Beschaffenheit der deutschen Hochschulen gab, dann ist diese Einförmigkeit längst verschwunden und hat einer sehr viel größeren Heterogenität der Ziele, der wissenschaftlichen Eigenarten, der personellen Zusammensetzung und der zu bedienenden Klientel Platz gemacht. Mit dieser sehr viel größeren Diversität des Bedarfs aber hat die institutionelle Diversifizierung in keiner Weise Schritt gehalten, so dass hier ein wachsender Nachholbedarf besteht. Ich will das an drei Beispielen deutlich machen, von denen sich das eine auf die interne

³³ Als Auswahl aus zahlreichen Belegen: Nico Stehr und Reiner Grundmann, Expertenwissen: die Kultur und die Macht von Experten, Beratern und Ratgebern. Weilerswist: Velbrück, 2010; Nico Stehr, Wissenspolitik: Die Überwachung des Wissens. Frankfurt: Suhrkamp, 2003; Nico Stehr, Knowledge and economic conduct: The social foundations of the modern economy. Toronto: University of Toronto Press, 2002; Nico Stehr and Richard V. Ericson, The Culture and Power of Knowledge: Inquiries into Contemporary Societies. Berlin/New York: de Gruyter, 1992.

³⁴ http://www.uni-stuttgart.de/hi/sgm/lehre_studium/wissenskulturen/index.html (zuletzt konsultiert am 27. April 2011).

Strukturierung von Hochschulen und die anderen beiden auf die Struktur des Hochschulwesens insgesamt beziehen.

Dies wäre natürlich auch der Punkt, an dem man etwas zur Überschreitung der Grenzen des staatlichen Hochschulwesens in Richtung auf private Hochschulen sagen könnte; ich versage mir das, weil ich mich dazu bereits vor einiger Zeit ausführlicher geäußert habe³⁵ und mir zu dem Thema in der Zwischenzeit nicht viel Neues eingefallen ist. Ich würde gerne prognostizieren, dass Deutschland über die bestehenden wenigen, aber prachtvollen Exemplare hinaus eine glorreiche Zeit weiterer privater Universitäten ins Haus steht – und ich spreche hier nicht von fachlich relativ eingeeengten Fachhochschulen, für die es sicher einen Markt gibt und geben wird. Aber ich fürchte, dass weder die historischen Umstände noch die philanthropische Kultur, die ein so reichhaltiges privates Universitätssystem in den USA ermöglicht haben, in Deutschland auf absehbare Zeit vorhanden sein werden – lasse mich allerdings gern eines Besseren belehren.

Ich skizziere meine drei Beispiele für die Ausweitung institutioneller Optionen für das deutsche Hochschulwesen in aller Kürze; zu allen habe ich mich an anderer Stelle ausführlicher geäußert.

Beispiel Nr. 1: Professional Schools als alternative Modelle für die Binnenstruktur von Hochschulen

In dem Maße, in dem wissenschaftliche Disziplinen ihre Monopolstellung als Strukturelemente von Hochschulen verlieren, werden Fachbereiche und Fakultäten als vorherrschende Strukturmodelle zunehmend fragwürdig. Hinzu kommt, dass die Universität mit zunehmendem Bezug auf den Wissens- und Ausbildungsbedarf gesellschaftlicher Kernbereiche – wie Bildung, Verkehr, öffentliche Gesundheit, Umweltschutz usw. – ein wachsendes Interesse an alternativen Modellen für die Strukturierung ihrer wissenschaftlichen Tätigkeit entwickeln muss. Meine Antwort auf diese doppelte Notwendigkeit ist der Erfahrung der führenden Professional Schools amerikanischer Universitäten entlehnt, wo die von Interdisziplinarität und Anwendungsbezug gekennzeichnete Organisation von Wissenschaft eine lange und durchweg erfolgreiche Tradition hat – in Schools of Education, Law Schools, Business Schools oder Schools of Engineering. Mit entsprechenden Anpassungen dürfte dieses Modell auch in Deutschland seinen Zweck erfüllen – und tut dies bereits, wie etwa in der „TUM School of Education“ der TU München³⁶ oder der „Professional School of Education“ der Ruhr-Universität Bochum³⁷. Ähnlich konzipierte und über das Instrument gemeinsamer Berufungen („joint appointments“) mit den einschlägigen herkömmlichen Fakultäten verknüpfte Lösungen lassen sich durchaus auch für die anderen genannten Bereiche denken – als Professional School für Öffentliche Gesundheit, für Verkehrs-

³⁵ Hans N. Weiler, Erfolgsbedingungen für private Hochschulen in Deutschland. Detlef Müller-Böling und Michael Zürn (Hrsg.), Private Hochschulen in Deutschland – Reformmotor oder Randerscheinung? Berlin: HSoG Publishing, 2007, 180-197.

³⁶ <http://www.edu.tum.de/>.

³⁷ <http://www.ruhr-uni-bochum.de/pse/index.html.de>.

und Siedlungswesen, für Ökologie und – warum eigentlich nicht? – auch als Vehikel für eine Neukonzeption der deutschen Juristenausbildung³⁸.

Beispiel Nr. 2: Community Colleges als neues Scharnier zwischen Schule und Hochschule

Zu den erklärten Schwachstellen des deutschen Bildungssystems gehört der Übergang von der Schule zur Hochschule, der sich dank der Dreigliedrigkeit des deutschen Schulsystems im Wesentlichen auf die gymnasiale Route verengt. Alternative Zugangswege zum Hochschulstudium wie zweiter oder dritter Bildungsweg existieren zwar, werden aber nicht in nennenswertem Umfang wahrgenommen. Das Ergebnis ist eine unter sowohl arbeitsmarktpolitischen wie bürgerrechtlichen Gesichtspunkten bedenkliche Verengung des Hochschulzugangs, vor allem für Kinder aus bildungsfernen Bevölkerungsgruppen, Migrantenfamilien oder Landgemeinden, deren Befähigung für ein Hochschulstudium nicht oder erst zu spät festgestellt wird.

Mein Vorschlag ist auch hier der amerikanischen Praxis entlehnt, in der Community Colleges (auch Junior Colleges genannt) einen zwischen Schule und Hochschule angesiedelten zweijährigen Abschluss (ein „Associate Degree“) anbieten, der bei erwiesener Befähigung zum Übergang auf ein normales, mit dem Bachelor abschließendes Vierjahres-College und damit zu einem ersten regulären Hochschulabschluss führt. Für die weitere Öffnung des (ohnehin sehr viel zugangsoffeneren) amerikanischen Hochschulsystems und für einen massiven Aufwuchs des Anteils an hochschulausgebildeten Arbeitskräften sind die Community Colleges von unschätzbarem Wert (weshalb sie auch völlig zu Recht im Mittelpunkt der bildungspolitischen Bemühungen der Obama-Regierung stehen).

Eine diesem Modell nachempfundene Lösung für Deutschland hätte im übrigen neben seinen Auswirkungen auf den Hochschulzugang auch die Chance, zu einer echten Alternative des zunehmend obsoleten Systems der dualen Berufsausbildung zu werden³⁹.

Beispiel Nr. 3: Virtuelle Hochschulen – ein Modell, mit dem man endlich Ernst machen sollte

³⁸ Hans N. Weiler, Anwendungsbezug und interdisziplinäre Wissenschaft: Das Strukturmodell der Professional School. Norbert Benschel, Hans N. Weiler, Gert G. Wagner (Hrsg.), Hochschulen, Studienreform und Arbeitsmärkte – Voraussetzungen erfolgreicher Beschäftigungs- und Hochschulpolitik. Gütersloh: Bertelsmann, 2003, 199-211.

³⁹ Eine ausführlichere Erörterung dieses Themas findet sich in meinem Stuttgarter Vortrag „Struktur oder Flexibilität – Wie wird die Hochschule Studierenden mit unterschiedlichen Interessen, Begabungen und Lebensentwürfen gerecht?“ (http://www.stanford.edu/~weiler/Texts10/Vortrag_Stuttgart.pdf); siehe auch meinen Beitrag „Zum klugen Umgang mit der Bologna-Reform“ in der Frankfurter Allgemeinen Zeitung vom 12. Mai 2010.

Auch dieser Topos hätte – wegen seiner Komplexität wie seiner Bedeutung – eine sehr viel eingehendere Diskussion verdient, aber er darf nicht fehlen, wenn es darum geht, neuen institutionellen Optionen für das Hochschulwesen nachzuspüren. Pauschal lässt sich feststellen (und das gilt wiederum für amerikanische wie für deutsche Hochschulen), dass die wirkliche Nutzung der Möglichkeiten, die sich für das Hochschulwesen von heute und morgen aus der informations- und kommunikationstechnologischen Revolution ergeben, gerade mal erst auf der ersten Treppenstufe angekommen ist. Über relativ simple Rezepte wie „lecture capture“, „blended learning“, Online-Einschreibungen und –Belegungen und verschiedene Formen des „Distance Learning“ ist sie noch nicht eigentlich hinausgekommen. Vielleicht spielt auch hier die schon erwähnte Tradition des Festhaltens an physischen Standorten eine behindernde Rolle; jedenfalls ist eine wirkliche Loslösung von der physisch greifbaren zu einer umfassend virtuellen Hochschule bisher die große Ausnahme.

Eine solche Alternative bestünde im übrigen auch nicht darin, lediglich den Typus einer herkömmlichen Hochschule digital abzubilden – mit Online-Vorlesungen, Online-Prüfungen usw. Hier wäre sowohl eine neue Studienorganisation als auch eine neue Didaktik erforderlich, die die sehr viel größeren Möglichkeiten der Individualisierung, der Interaktion mit Lehrenden und Mitstudierenden, der Organisation des Lernprozesses um individuelle Lern- und Forschungsprojekte herum und der Teilzeit- und berufsbegleitenden Organisation eines Studiums voll nutzen würden. Dabei würde dann auch – wie schon in den Schulen – eine bislang sträflich vernachlässigte pädagogische Aufgabe eine zentrale Rolle spielen müssen: die Befähigung zum kritischen Umgang mit grenzenlos, jederzeit und überall verfügbarer, aber völlig ungewichteter und ungeordneter Information – die Fähigkeit, mit anderen Worten, aus Information Wissen, und aus Wissen Verständnis zu schaffen⁴⁰.

4. Die Grenzen geistigen Eigentums

Vor einigen Wochen hat ein Richter in New York ein Urteil gesprochen, das hier und da in den Medien erwähnt wurde, aber ansonsten nur in der Fachwelt Interesse gefunden hat. Dabei galt dieses Urteil einem sicherlich historisch zu nennenden Rechtsstreit, in dem es um das Recht der Firma Google geht, auf ihre eigenen Kosten Millionen und Abermillionen von Büchern – praktisch am Ende den gesamten Buchbestand der Welt – zu digitalisieren und einer globalen Leserschaft online zur Verfügung zu stellen. Für dieses Projekt war in langjährigen Verhandlungen ein Erstellungs-, Nutzungs- und Finanzierungsmodell entstanden, auf das Google sich mit Autoren- und Verlegervertretern (im Rahmen des sogenannten „Amended Settlement Agreement

⁴⁰ Hans N. Weiler, Bildung im Zeitalter ihrer technischen Reproduzierbarkeit. Andreas Schlüter und Peter Strohschneider (Hrsg.), Bildung? Bildung! – 26 Thesen zur Bildung als Herausforderung im 21. Jahrhundert. Berlin: Berlin-Verlag, 2009, pp. 93-100.

(ASA)“) geeinigt hatte und über dessen Rechtmäßigkeit Richter Denny Chin in New York nun zu entscheiden hatte⁴¹.

Richter Chin hat diese Übereinkunft in seinem Urteil vom 22. März 2011 als weder mit bestehenden urheberrechtlichen noch wettbewerbsrechtlichen Normen vereinbar verworfen⁴². Damit hat dieser Rechtsstreit, zumindest zunächst einmal, ein Ende gefunden. Das Problem jedoch, das zu dieser gerichtlichen Auseinandersetzung geführt hat, ist damit längst noch nicht vom Tisch; im Gegenteil: Es wird uns alle, und in ganz besonderer Weise die Universitäten, in den nächsten Jahren noch intensiv beschäftigen – in ähnlicher Weise übrigens wie die Fragen, die mit dem Diskurs über alternative und sehr viel großzügigere urheberrechtliche Lösungen in den *Creative Commons* und mit der Bereitstellung von *Open Source Software* durch Universitäten wie MIT zusammenhängen⁴³.

Denn es geht hier um nicht weniger als die Notwendigkeit neuer Grenzziehungen für geistiges Eigentum – oder, anders gesagt, um die Frage der Vereinbarkeit von Schutz und Nutzung geistigen Eigentums im Zeitalter seiner technischen Reproduzierbarkeit. In dem Maße, in dem die informationstechnischen Möglichkeiten unserer Zeit die breite Öffnung von Informationsquellen gestatten, die früher aus technischen, geographischen und finanziellen Gründen so gut wie unerreichbar waren, stellt sich akut die Frage nach der Angemessenheit von urheberrechtlichen Regelungen, deren inzwischen obsoleter Bezugsrahmen der Buchdruck war. Dass geistiges Eigentum nach wie vor schützenswert ist, steht außer Frage; auch und gerade Universitäten werden diesen Schutz im Interesse ihrer Wissenschaftler reklamieren müssen. Gleichzeitig aber werden nicht zuletzt Universitäten, wenn sie denn ihrem Anspruch als maßgebliche Bildungseinrichtungen gerecht werden wollen, für ihre Wissenschaftler und ihre Studierenden das Recht auf einen möglichst breiten und dank der technologischen Möglichkeiten unserer Zeit ungehinderten Zugang zum verfügbaren Wissen dieser Welt einfordern müssen. Die Grenzen zwischen Wissen als Eigentum und Wissen als Gemeingut werden neu zu ziehen sein; die Versöhnung von Eigentumsrechten und Zugangsrechten bleibt eine der großen wissenspolitischen Herausforderungen unserer Zeit.

⁴¹ Eine ausführliche Untersuchung der Hintergründe und Argumente dieser gerichtlichen Auseinandersetzung findet sich in Hans N. Weiler, *Google und die Folgen – Geistiges Eigentum im Zeitalter seiner technischen Reproduzierbarkeit*. Franz-Joseph Peine und Heinrich Amadeus Wolff (Hrsg.), *Nachdenken über Eigentum - Festschrift für Alexander von Brünneck*. Baden-Baden: Nomos (im Druck).

⁴² <http://docs.justia.com/cases/federal/district-courts/new-york/nysdce/1:2005cv08136/273913/971/0.pdf> (zuletzt konsultiert am 24. März 2011).

⁴³ Leonhard Dobusch, *Urheberrecht und die Kulturtechniken der digitalen Revolution*. Berliner Republik, 5/2010 (<http://www.b-republik.de/archiv/urheberrecht-und-die-kulturtechniken-der-digitalen-revolution>; zuletzt konsultiert am 26. April 2011): „So verstanden führen neue Nutzungsweisen im Zuge der digitalen Revolution also nur in neuer Dringlichkeit vor Augen, wie bedeutend ein möglichst freier Zugang zu bestehenden Werken für wirtschaftliche und kulturelle Innovation ist. Die Ausdehnung von Urheberrechten im vergangenen Jahrhundert war immer schon problematisch, aber erst die digitale Revolution macht diese Fehlentwicklung auch deutlich als solche erkennbar.“

Exkurs: Von der entfesselten zur befreiten Universität

Bevor ich zum Schluss komme, schulde ich Ihnen noch ein Wort der Erläuterung zum Untertitel meines Vortrages, nämlich zu dem Anspruch, dass die Überschreitung der hier angesprochenen Grenzen nicht nur eine interessante Öffnung von Perspektiven, sondern in der Tat eine Voraussetzung, ja eine notwendige Bedingung der weiteren Befreiung der Universität darstellt.

Vor einigen Jahren hat der Begründer und langjährige Leiter des Centrums für Hochschulentwicklung der Bertelsmann-Stiftung, Detlef Müller-Böling, in einem Buch die Vision einer „entfesselten Hochschule“ vorgestellt⁴⁴. Ziel dieser bemerkenswerten Streitschrift ist „eine Entfesselung aus den verschiedensten Umarmungen ... , die die Hochschulen derzeit noch ersticken“⁴⁵; diese Umarmungen sind das Ergebnis „von staatlichen Regulierungen, hochschulpolitischen Denkblockaden und innerer Entscheidungssohnmacht“⁴⁶ und bedürfen zu ihrer Überwindung einer Form der Entfesselung, in der Autonomie, Wirtschaftlichkeit und Profilbildung ebenso zusammenwirken wie Wettbewerbsorientierung, Internationalität und Virtualität. Dieses Leitbild – und die Bemühungen seines Autors und des CHE – haben die Entwicklung der deutschen Hochschullandschaft in den vergangenen Jahren maßgeblich, wenn auch keineswegs flächendeckend und widerspruchlos geprägt; es hat vor allem in den internen Entscheidungsstrukturen der Hochschulen und in ihrem Verhältnis zu staatlicher Aufsicht zu beachtlichen Veränderungen geführt und wichtigen hochschulpolitischen Neuerungen wie der Exzellenzinitiative, der Einführung von Hochschulräten oder der Besoldungsreform für Hochschullehrer den Weg bereitet.

Die Grenzüberschreitungen, von denen in diesem Vortrag die Rede war, schreiben in gewisser Weise die Logik der entfesselten Hochschule fort, geben ihr aber eine neue Dimension, und zwar in zweierlei Hinsicht. Zum einen zielen sie weniger auf die strukturelle Transformation der Hochschulen – auf die Veränderung ihrer Governance- und Entscheidungsstrukturen – und sehr viel mehr auf eine Veränderung im Selbstverständnis der Universität selbst: auch wenn es gelänge, die Universität aus den vielfältigen „Umarmungen“ zu lösen, gegen die Müller-Böling zu Felde zog, bleibt ihre inhaltliche (und eben nicht nur organisatorische) Befreiung, die schöpferische Erkundung des jenseits ihrer jetzigen Grenzen liegenden Geländes, eine noch zu leistende Aufgabe.

Zum anderen führen die in diesem Vortrag skizzierten Überlegungen den Kern der Entfesselung, nämlich die Autonomie und Selbstbestimmung der Hochschule, noch um einen wesentlichen Schritt weiter. Wirkliche Autonomie beginnt – durchaus in der Tradition des deutschen Idealismus⁴⁷ – dort, wo sie aus eigenem Antrieb und eigener Überzeugung die ihr von außen gesetzten Grenzen überschreitet – eben die Grenzen,

⁴⁴ Detlef Müller-Böling, Die entfesselte Hochschule. Gütersloh: Verlag Bertelsmann Stiftung, 2000

⁴⁵ Ibid., 11.

⁴⁶ Ibid., 10.

⁴⁷ Lisa Egloff, op. cit., 9-22.

von denen hier die Rede war. Grenzüberschreitung als Manifestation echter Autonomie – um diese Freiheit muss es der Universität heute und morgen gehen.

Ein wichtiger Einwand muss an dieser Stelle noch referiert werden, zumal er von meiner Frau kommt. Bei einem Gespräch neulich am Abendbrottisch, bei dem ich auf Nachfrage kurz die Thesen des heutigen Vortrags resümiert hatte, meinte sie mit einem etwas zweifelnden Gesichtsausdruck, ob ich mir denn sicher sei, dass die Universitäten überhaupt befreit werden *wollten*. Der Einwand ist in der Tat berechtigt. Gerade die deutschen Erfahrungen zeigen, dass Zuwächse an Hochschulautonomie keinesfalls immer den Beifall aller Mitglieder der Universitas gefunden haben; die Spannung zwischen der institutionellen Autonomie der Hochschulen und der individuellen Autonomie der Hochschullehrer gehört nach wie vor zu den schwierigeren Stolpersteinen der deutschen Hochschulreform. Mein *ceterum censeo*: Das mag zwar so sein, entkräftet aber mitnichten die Notwendigkeit der hier angesprochenen Grenzüberschreitungen – ja macht sie nur noch notwendiger.

Zum Schluss

Ich habe mich für den Einstieg in unser heutiges Thema des Beistandes einer der großen Lyrikerinnen unserer Zeit – Wisława Szymborskas – versichert. Ich will mich mit der Unterstützung einer anderen bedeutenden Autorin nun auch aus diesem Thema verabschieden. Am Ende ihres Romans „Kindheitsmuster“ bringt Christa Wolf noch eine andere Grenze ins Gespräch. Im Rückblick auf die Lebenserfahrungen, die der Stoff des Romans sind, kommt Sie zu diesem Schluss:

Nachts werde ich – ob im Wachen, ob im Traum – den Umriss eines Menschen sehen, der sich in fließenden Übergängen unaufhörlich verwandelt, durch den andere Menschen, Erwachsene, Kinder, ungezwungen hindurchgehen. Ich werde mich kaum verwundern, dass dieser Umriss auch ein Tier sein mag, ein Baum, ein Haus sogar, in dem jeder, der will, ungehindert ein- und ausgeht. Halbbewusst werde ich erleben, wie das schöne Wachgebilde immer tiefer in den Traum abtreibt in immer neuen, nicht mehr in Worte fassbaren Gestalten, die ich zu erkennen glaube. Sicher, beim Erwachen die Welt der festen Körper wieder vorzufinden, werde ich mich der Traumerfahrung überlassen, mich nicht auflehnen gegen die Grenzen des Sagbaren.⁴⁸

„Die Grenzen des Sagbaren“ – das sind ja nicht, wie man bei Christa Wolfs Biographie durchaus vermuten könnte, die Grenzen des zu sagen Erlaubten, sondern Grenzen, die der Sprache selbst ihre alleinherrschende Stellung in der Vermittlung von Erfahrung streitig machen. Es gibt, will Christa Wolf sagen, Erfahrungen, die jenseits der Grenzen des Sagbaren liegen, „nicht mehr in Worte fassbare Gestalten“, die wir in Anerkennung dieser Grenze nicht mehr in den Käfig der Worte sperren dürfen, sondern denen wir – jenseits der „Welt der festen Körper“ – ihre nicht-verbale, traumhafte Eigenart belassen müssen.

⁴⁸ Christa Wolf, Kindheitsmuster. Darmstadt: Luchterhand, 1979, 378.

Diese Art der Grenzüberschreitung führt unseren Diskurs über Universitäten in riskantes, unwegsames Gelände, denn zu den Grenzen, innerhalb derer sich die Universität besonders fraglos und komfortabel eingerichtet hat, gehört ganz gewiss „die Grenze des Sagbaren“, das unwidersprochene Monopol der Sprache als *das* legitime Medium der Vermittlung von Erfahrung. Auch diese Grenze aber gilt es sowohl zu erkennen als auch zu hinterfragen – am ehesten wohl mit einem Hinweis auf die Kraft der Vermittlung, die dem künstlerisch-visuellen, dem musikalischen, aber auch dem physisch-sportlichen Ausdruck menschlicher Erfahrung zukommt.

Es ist in der Tat ein geheimnisvolles, ein verführerisches Gelände jenseits der Grenzen – ein Gelände voller neuer Herausforderungen, Entdeckungen und Offenheiten. Ulrich von Hutten, der große deutsche Humanist, der einmal an der alten Viadrina in Frankfurt (Oder) studiert hat, hat dafür die prägnante Formel gefunden „Die Luft der Freiheit weht“ – eine Formel, die sich dann dreihundert Jahre später die Gründer der Stanford University als Wahlspruch erkoren haben. Und auf die Frage, wie man denn mit diesem wundersamen Gelände diesseits und jenseits der Grenze umgehen solle, würde Wisława Szymborska auf ihre eigene behutsame Art antworten „Mischwald, Maulwurfsarbeit und Wind“.